

Ding hat Geist

Das unscheinbare Handy-Etui

Tobias Brücker



Bundeskriminalpolizist Kägi zeigt den Medien das Handy-Etui der Verschwundenen (aus der SRF-Serie «Wilder»).

Handy-Etuis sind unscheinbare Mitbewohnende unseres Alltags. Auf den ersten Blick schützen sie bloss die Smartphones. Doch die Etuis regulieren den Zugang zum Bildschirm und betreiben damit fleissig unsere digitale Diät.

Handy-Etuis und Handy-Hüllen sind omnipräsent: Je nach Umfrage schützen bis zu 90 Prozent der Smartphone-Besitzenden ihre Geräte mit einer Hülle oder einem Etui. Eine ganze Industrie hat sich gebildet, deren Brands – Belkin, OtterBox, Spigen – bis heute im Schatten von Apple, Samsung und Huawei stehen. Ich werde mich auf das Handy-Etui beschränken. Dieses

hat entgegen seiner Verbreitung noch keinen Duden-Eintrag, weshalb ihm hier eine Definition zuteilwerden soll: Handy-Etuis sind typischerweise rechteckig und haben einen ausgesparten Hohlraum, der die Smartphones passgenau aufnehmen kann. Im Unterschied zu Handy-Hüllen umschliessen Handy-Etuis auch die Vorderseite. Sie erlauben keinen oder nur partiellen Zugang zum Touchscreen des Smartphones.

Handy-Etuis als Ausdruck von Sorge und Individualität

Was einem lieb ist, das wird umsorgt. In unserer hybriden Welt aus menschlichen und nicht menschlichen Akteuren trifft dies auf technologische Gegenstände besonders zu. Das Smartphone ist stets zur Hand, nah an unserem Körper und verwoben in unsere Mitteilungs- und Orientierungspraktiken.

Zudem wird das serielle Markenprodukt Smartphone durch das Etui personalisiert. Es wird damit zum Unikat, was wiederum die Einzigartigkeit seiner Träger unterstreicht. Bezeichnenderweise werden in der populären SRF-Serie «Wilder» nach einer Entführung der Öffentlichkeit vier Gegenstände der Vermissten präsentiert: ein Selfie, ein silberner Schal, schwarze Handschuhe und – das Handy-Etui. Individualisieren wir uns am Smartphone oder an seinem Etui? Hat sich das Handy-Etui heimlich in die kulturelle Vorstellung der Identität geschmuggelt?

Das Etui als digitale Diät

Smartphones haben über die letzten Jahre alle Tasten verloren. Der Bildschirm quillt schon über die Ränder hinaus und drängt auf die Rückseite. Alles ist «touch» und allzeit bereit, mit unseren Körpern piepsend, vibrierend, leuchtend im Dauerkontakt zu stehen. Diese technologischen Fähigkeiten werden durch das Handy-Etui ins Dunkel des Leders verbannt.

Fortan bestimmen die Smartphone-Besitzenden durch Öffnen und Schliessen des Etuis, wann sie on- und offline sein wollen. Diese Mechanik entspricht der antiken Kodexform, also dem Buchformat: Mit dem Öffnen des Buches tauchen die Lesenden ein in eine andere Welt des Wissens und der Fantasie. Und mit dem Schliessen des Buches werden die bedeutungsheischenden Buchstaben wieder stillgestellt. Doch das Handy-Etui schützt uns nicht bloss vor Informationen, sondern auch vor dem eigenen Kommunizieren. Zum Vergleich: Ein ständig offenes Notizbuch ist nur schwer auszuhalten. Die blanken Seiten fordern Einträge und halten unser Denken angespannt.

Zudem erschliesst das Etui weitere analoge Praktiken: So finden sich in Handy-Etuis mitunter Schlitz für Geldscheine, Passfotos, Kreditkarten oder Kosmetikartikel. Das Smartphone steht dadurch nicht länger im Mittelpunkt, sondern teilt sich den Raum mit anderen Dingen. Das altgediente Münzfach – ein bald geistloses Ding? – hat einmal mehr das Nachsehen.

Das Handy-Etui gibt unserer Beziehung mit dem eigenen Smartphone einen individuellen Rhythmus und setzt durchlässige Grenzen. Es lässt uns die digitale Anbindung individuell gestalten. Damit wird eine zentrale Komponente von digitaler Medienkompetenz ersichtlich, die eben nicht bloss darin liegt, irgendeine Software virtuos zu beherrschen oder zu programmieren, sondern das

Digitale massvoll in den Alltag zu integrieren und sich dabei wohlfühlen. Das Handy-Etui reiht sich somit in die vielfältigen Mittel der digitalen Diät, verstanden als Lebensweise, ein. Diäten entfalten ihre Wirkung bekanntlich dann am besten, wenn sie gar nicht wahrgenommen werden.

Verdinglichen des Geistes aus den Geisteswissenschaften

Der Philosoph Martin Heidegger meinte einst: «Das unscheinbare Ding entzieht sich dem Denken am hartnäckigsten».¹ Heidegger hat mit Dingen aber nicht Alltagsgegenstände gemeint. Letztere sind bei ihm bloss «Zeug», weshalb ihm das Handy-Etui entgangen wäre. In der Trennung von zweckhaftem Zeug und An-sich-seiendem-Ding zeigt sich eine bis heute anhaltende philosophische Ignoranz gegenüber materialen Praktiken. Gerade Alltagsgegenstände helfen uns, nicht in die alte geisteswissenschaftliche Grube («das Wesen des Smartphones») zu fallen, sondern Dinge durch ihren Gebrauch zu verstehen. Dazu muss das scheinbar geistige Denken sich aber seiner materialen und sinnlichen Dimensionen gewahr werden: Ding hat Geist – und Geist hat auch Ding.



In dieser Rubrik machen Kulturwissenschaftler ein alltägliches Ding zum Gegenstand ihrer Überlegungen. In dieser Ausgabe: «das Handy-Etui».

Zum Autor

Tobias Brücker ist promovierter Kulturwissenschaftler und wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Zürcher Hochschule der Künste. Er interessiert sich für Diätetik, Autorschaft, Populärkultur und Kreativitätstechniken in der Philosophie und in den Künsten.



1 Heidegger, Martin (1980): Der Ursprung des Kunstwerks, in: ders., Holzwege, Frankfurt a.M. S. 1–72, hier S. 16.